

Sonntags-Blatt.

Beilage des „Anzeiger und Herold“ zu No. 8, Jahrgang 17.

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Nebr., den 30. Oktober 1896.

Dönninghausen.

Roman von Claire v. Glümer

(Schluß.)

Zweihundertzigstes Kapitel.

Beinahe zwei Jahre waren vergangen; der 2. November 1878 war gekommen und hatte ganz Dönninghausen in freudige Aufregung versetzt. Es galt, den achtzigsten Geburtstag des Freiherrn zu feiern, und da die Sonne hell und warm vom wolkenlosen Himmel strahlte, war es, als ob auch Berg und Thal, der schimmernde Bach, der Wald in seinem bunten Herbstgewande an dem Familienfeste theilnahmen. Selbst das alte Schlossgebäude war in Gala. Die Ranken von Tannenzweigen umkränzten das Wappenschild über der Einfahrt, umwandten die breite Steinbalustrade der Freitreppe und den Thürbogen der Eintrittshalle, während über dem Glockenthürmchen die Fahne mit dem silbernen Turme in blauem Felde im Morgenwinde wälzte und rauschte.

Die ersten Feierlichkeiten waren vorüber; in aller Frühe hatten die Schulkinder auf der Terrasse vor den Fenstern des Freiherrn einen Choral gesungen; dann hatte der alte Herr Glückwünsche und Geschenke der Seinigen in Empfang genommen, hatte sich des stattlichen Kreises gefreut, der sich heute um den Frühstückstisch gereiht, vor allem der blühenden Schaar seiner Urenkel — zu Waldemar's Kindern, der seit einem Jahre in Dönninghausen lebte, waren zur Feier des Tages alle kleinen Wildenbanys mit dem Eltern gekommen. Und nach dem Frühstück hatten sich nach altem Brauch Inspektor, Hofmeister, Knechte, Mägde, Hirt und Schäfer, Waldarbeiter und Tagelöhner, der Schultheiß, der Müller, der Förster, der Pastor und der Doktor zur Gratulation eingefunden; selbst die Anwesenheit des Armenhauses waren erschienen, um ihrem Wohlthäter langes Leben zu wünschen.

Endlich waren die letzten Gratulationen gegangen; aufatmend begab sich der Freiherr von Goldbund begleitet in's Wohnzimmer; aber statt der erwarteten Familiengruppe fand er nur seine gichtkranke Schwester im Rollstuhl am Ramin, in dem trotz des Sonnenscheins ein lächliges Feuer brannte. „So allein, Thella?“ fragte er und warf einen unzufriedenen Blick auf das Taschentuch, mit dem sie, als er eintrat, hastig ihre Augen getrocknet hatte. „Wo sind alle die Anderen?“

„Ich habe sie fortgeschickt; ich wollte allein sein.“ antwortete die alte Dame. „Lieber Johann, Du glaubst nicht, wie schwer es mir geworden ist, zum ersten Male nicht dabei sein zu können, wenn Deine Gratulanten kommen.“

„Sie brach auf's Neue in Thränen aus.“

„Sei ruhig, Schwester, über's Jahr, so Gott will, bist Du wieder dabei.“ sagte der Freiherr, indem er sich auf den Sessel neben ihr niederließ.

„Meber's Jahr!“ wiederholte sie mit trübem Lächeln, dann fügte sie ablenkend hinzu: „Ich habe mir die Postmappe bringen lassen; dies Alles ist für dich.“

Der Freiherr sah die Aufschriften der Briefe, die sie ihm gereicht hatte, flüchtig an.

„Johanna hat wohl an dich adressirt?“ fragte er, das letzte Couvert aus der Hand legend.

„Nein, es ist nichts von ihr gekommen.“ antwortete Thella. „Aber siehe dich nicht, der Brief wird sich nur verspätet haben... ein junges Paar auf der Hochzeitsreise.“

„Unfinn!“ fiel der Freiherr ein. „Wenn die Hochzeitsreise über ein Vierteljahr dauert, ist man aus dem ersten Glückseligkeit heraus; und wenn nicht — Johanna gehört nicht zu denen, die um ein Neues das Alte veräumen. Nein, nein! dahinter steckt etwas — das Kind ist krank.“

„Lieber Johann.“ fing Thella an; er ließ sie nicht weiter sprechen.

„Ich habe vorher gewußt, daß es so kommen würde.“ fuhr er fort, „und habe es dem Doktor gesagt, als er mit seinen himmelverbrannten Reiseplänen heraustrat. Eine Frau gehört in's Haus. Auf der Eisenbahn und in Gasthöfen ist sie überflüssig, fühlt sich unglücklich...“

„Johanna's Briefe bezeugen das Gegentheil.“ sagte Thella. „Uebrigens war sie von vorn herein damit einverstanden, die Zeit bis zu Werner's Inflation auf Reisen zuzubringen.“

„Natürlich!“ rief der Freiherr; „das Kind ist mit Allen einverstanden, was von denen, die es lieb hat, verlangt wird. Um so mehr hätte der Doktor auf ihr Behagen bedacht sein müssen. Wer ein Weib nimmt, hat ihr vor Allem eine Heimath zu bieten, und da Monsieur Urian eine solche erst diesen Herbst einzurichten beliebte, wäre es seine verdammt Pflicht und Schuldbigheit gewesen, das Heirathen so lange aufzuschieben.“

„Lieber Bruder, sei nicht undankbar.“ bat Thella in ihrer fanften Weise. „Dir zu Gefallen hat Werner über Jahr und Tag gewartet; hat allein, im größten Unbehagen, in der kleinen Universitätsstadt gefesselt, um dir Johanna nicht gleich wieder zu entführen. Daß er sie, nachdem er sein halbes Leben um sie gebietet hat, nun endlich haben wollte, kannst du ihm nicht verargen. Und daß er ihr bei dem ärztlichen Congreß seine Freunde vorzustellen und ihr England und Schottland zu zeigen wünschte...“

„Laß es gut sein.“ fiel ihr der Freiherr ins Wort; „ich weiß schon, bei dir heißt es: „was Werner thut, ist wohlgethan.“ Ich sage dir aber, dein Herzblut ist, unbeschadet seiner vorzüglichen Eigenschaften, seiner Gelehrsamkeit, seines Geistes und so weiter, ein so trasser Egoist, wie nur je einer in Männerkleidern gestedt hat. Ihm ist auf seinen vielen Reisen der Sinn für Haus und Heim verloren gegangen, und nun sucht er auch Johanna zur Landfreierin zu machen. Glücklicherweise ist sie dazu von zu fernem, edlem Stoff. Weißt du nicht mehr, daß sie im letzten Briefe aus London schrieb: nach allem Schönen und Interessanten, das sie gesehen hätte, freue sie sich unfähig auf ein stilles Nestchen in Wien.“ — „Ich war überzeugt, daß sie jetzt endlich dort sein müßte, habe von dort ihren Geburtstagbrief erwartet.“

Eine Pause trat ein; Thella sagte nach einem Briefblatt, das sie beim Eintritt des Bruders unter ihre Dede gesteckt hatte, und allen Muth zusammen nehmend, sagte sie in schüchternem Tone:

„Lieber Johann, ich habe einen anderen Brief aus Wien bekommen. Magelone...“

Der Freiherr streckte abwehrend die Hand aus.

„Nicht weiter!“ rief er; „du weißt, daß ich den Namen und noch einen anderen nicht hören will. Verbiß mich den Tag nicht; die Sorge um Johanna ist schon fressend genug.“

Mit zusammengezogenen Brauen sah er vor sich nieder; Thella feuerte. Beide hatten das Vorhaben eines Wagens überhört und beachteten auch Goldbunds's Unruhe nicht, der mit gestopften Ohren zwischen Fenstern und Thüre hin und her lief. Aber nun stehen sie in Ganze Schritte und Stimmen hören; die Thüre wurde hastig geöffnet; mit einem Freudengeweih stürzte der Hund hinaus, während Elisabeth hereinstrüzte.

„Großpapa! Tante! da sind sie, da sind sie!“ rief das Kind. „Im nächsten Augenblick hing Johanna am Hals des Großvaters, Tante Thella streckte, ihre Sicht vergessend, beide Hände nach Ludwig aus, der von Johann Leopold begleitet in's Zimmer trat, und Elisabeth rief triumphirend in Begrüßungen und Glückwünsche hinein: „Ondel Johann Leopold und sie hätten gewußt, daß die Reisenden zu Großpapa's Geburtstag kommen würden, hätten sich aber nichts davon merken lassen.“

„Nein, die Ueberraschung ist vollständig gelungen.“ sagte der Freiherr. „Doch nun seht Euch, Kinder, und be-

richtet, woher und wohin des Weges. Es sah nachgerade aus, als ob Ihr gar nicht wiederkommen wolltet.“

„Und haben uns doch Beide immerfort danach gesehnt.“ antwortete Johanna, indem sie neben dem Großvater heraustrat, das Schwesterchen an sich zog und dem Hund, der sich an ihre Knie drängte, liebtosend über Kopf und Rücken strich. „Seit Wochen hättet Ihr uns hier, wenn es nach unseren Wünschen gegangen wäre. Aber Patienten und Kollegen, und allerhand gelehrte Leute haben Ludwig nicht fortgelassen. Das ist die Nachseite der Berühmtheit — aber das darf ich nicht sagen.“ unterbrach sie sich selbst. „Seht nur, wie mein Tyrann die Brauen zusammenzieht.“

„Er meint es nicht so schlimm!“ sagte Tante Thella begütigend; Ludwig und Johanna lachten fröhlich auf, und Johann Leopold fragte, ob Johanna den Eindruck mache, ein getrocknete Frau zu sein.

„Prächtigt seht Ihr Beide aus.“ fuhr er fort; „einen wahren Sommersonnenglanz habt Ihr in den Augen.“

„Glücksgranz!“ rief Ludwig und sein häßliches Gesicht wurde beinahe schön durch den Ausdruck inniger Befriedigung, mit dem er auf seine junge Frau niederblickte, die sich in ihren Sessel schmiegend, im Kreise umhersah und halb gerührt, halb heiter sagte:

„Ihr glaubt nicht, wie glücklich ich bin, wieder bei Euch, in dem lieben Dönninghausen zu sein, an dem liebsten alten Ramin zu sitzen... am liebsten stände ich gar nicht wieder auf. Oder muß ich Toilette machen, habt Ihr Gäste zu erwarten?“

„Erst zum Diner.“ antwortete der Freiherr; „jetzt bleib nur hier — ich möchte allerlei fragen und hören, ehe die anderen Hausgenossen kommen; auch Waldemar's sind da mit Mann und Maus.“ — „Also erzähle, Kind, wie ist's Euch seit den letzten Briefen ergangen?“

Während Johanna berichtete, zog Ludwig Johann Leopold bei Seite.

„Haben Sie Nachricht von Otto?“ fragte er.

Johann Leopold wechselte die Farbe. „Haben Sie auch schon von seinem Tode gehört?“ fragte er dagegen.

„Also tot!“ sagte Ludwig; „ich las von einer lebensgefährlichen Verwundung im Duell.“

„Er ist seinen Wunden erlegen.“ antwortete Johann Leopold. „Gestern habe ich die Todesnachricht erhalten, habe sie aber Großpapa noch nicht mitgeteilt; ich wollte ihm den Geburtstag nicht verderben.“ — „Weiß es Johanna?“

„Noch nicht — ich wollte erst Gewißheit haben.“ antwortete Ludwig und nach einer Pause fügte er hinzu: „Ich gönne ihr die Verführung, die der Tod zu bringen pflegt.“

Sie waren in eine der Fensternischen getreten und saßen in den Hof hinunter. Eine Wärtlerin kam mit Waldemar's Kindern vom Garten herein; Johann Leopold folgte ihnen mit den Augen, bis sie im Hause verschwunden waren, dann sagte er:

„Wie wenig im Ganzen auf ein Menschenleben antommt! — Es wechselt die Geschlechter, und nicht nur die Sage bleibt treu, wie der Dichter singt, auch das Leben bleibt daselbe. Die neue Generation wächst fröhlich auf, unbekümmert um das zu früh vom Baume gerissene Blatt. Wie hätte ich mir sonst Dönninghausen denken können, ohne Otto und Magelone.“

„Aber was ist's denn mit Magelone? Sie war das gesündeste, blühendste Geschöpf der Welt.“

„Jetzt ist sie nervös, wie Alle, die in der Unnatur der großen Welt leben.“ sagte Ludwig. „Wie ich höre, gilt sie für eine der elegantesten und gefeiertesten Frauen Wien's; sie behauptet aber, sich tödtlich zu langweilen und nur durch die Verführung mit den Jhrigen glücklich werden zu können...“

„Glauben Sie nur das nicht, lieber Doktor!“ rief Johann Leopold; „Magelone hat sich hier niemals wohl gefühlt; unsere Leben war ihr zu ernst, zu einfach... ich begreife nicht, was sie hierher zieht.“

„Einzig und allein der Wunsch, etwas zu erleben.“ antwortete Ludwig. „Wir sind einmal nicht dazu gemacht, ein Schmetterlingsdasein zu führen. Versäumen wir, unseren Tagen einen würdigen Inhalt zu geben, so werden wir von dem angeborenen, oft ganz unbewußten Verlangen danach ruhelos umhergetrieben. Bei Magelone kommt noch der Eigensinn des verzogenen Kindes dazu; das verlagte Spielzeug ist das begehrteste. Der Freiherr hätte erklärt, sie nur wieder aufzunehmen, wenn sie allein und als Bettlerin käme.“ — „sagte sie mit strömenden Thränen, und schien die sicher angelegten Millionen, die ihr Schwiegervater hinterlassen hat, geradezu wie ein Unflud zu betrachten. Ebenso die Anbetung ihres Gatten, ohne die sie indessen, wie sie klagenden Tones verächtliche, leidet nicht mehr leben könne; aber ebenso wenig könne sie Dönninghausen länger erdulden. Schließlich sagte sie noch, abermals unter heißen Thränen, ihre Kinderlosigkeit wäre eine Strafe des Himmels, weil sie ohne Zustimmung der Jbrigen geheiratet hätte.“ — „Daß sie sich nach anderer Richtung viel schwerer vergangen hat, scheint sie vergessen zu haben.“

Johann Leopold lächelte bitter. „Das sieht ihr ähnlich!“ sagte er. „Uebrigens kommt es in dieser Sache nicht nur auf ihre Empfindung an. Wie ist's mit Johanna, würde sie es ertragen können, mit Magelone gerade hier zusammen zu treffen?“

„Ich habe das als selbstverständlich angenommen.“ antwortete Ludwig; „habe sie sogar aufgefordert, mir bei dem Verführungswort behilflich zu sein. Großherzig, wie sie ist...“

Ein Anruf des Freiherrn unterbrach ihn.

„Doktor, kommen Sie mir zu Hilfe!“ bat der alte Herr, und als Ludwig zu ihm trat, fuhr er fort: „Ich hoffe, Sie werden vernünftiger sein als Johanna, die allen Erstes daran denkt, uns Elisabeth zu entführen, davon kann aber nicht die Rede sein. Die liebe Kleine ist uns Allen an's Herz gewachsen, der Pastor giebt ihr vorzüglichen Unterricht, und jedenfalls ist sie hier besser aufgehoben, als in der großen Stadt und bei Euch Wagaubunden. Sprechen Sie ein Nachwort, lieber Werner, als Arzt und als Chemann.“

Ludwig wiegte lächelnd den Kopf.

„Die Sache muß durch freundschaftliche Uebereinkunft geordnet werden — an Nachtwort ist Johanna nicht gewöhnt.“ gab er zur Antwort. „Was aber das Wagaubunden betrifft, so hat es damit ein Ende. Vorlesungen, Praxis, das Vollenden meines Fieberbuches, wie es Johanna nennt, Johanna's eigene Arbeitspläne, — das Alles zwingt uns, häuslich zu werden.“

„Und wir werden es gern.“ sagte Johanna. „Du nennst uns Wagaubunden, lieber Großvater; hast du nicht das hübsche Wort gehört: „Wagaubunden haben die häuslichste Seele?“

Der Freiherr schüttelte den Kopf mit zweiseitiger Miene.

„Wir werden's erleben!“ meinte er. „Wenn die Universitätsferien kommen, packt Ihr sogleich wieder auf und zieht's in's Weite.“

„Gewiß!“ fiel Ludwig ein; „und zwar, wenn Sie uns haben wollen, nach Dönninghausen.“

„Das soll ein Wort sein!“ rief der Freiherr, indem er Ludwig und Johanna die Hände zureichte, in die sie herzlich einschlugen. „Die Frühstücks-glode!“ fügte er hinzu, indem er sich erhob und Johanna den Arm bot.

„Wie werden Waldemar's und Wildenbahr's erstaunen!“

Ludwig hatte Johann Leopold vom Rollstuhl der Tante verdrängt.

„Heute fahre ich Sie hinüber, Tante Thella!“ sagte er; „wenn ich wiederkomme, gehen wir mit einander.“

„Du sollst lieber hier bleiben und Tante Thella gesund machen.“ meinte Elisabeth. „Dann bleibe auch Johanna hier und Alles wäre gut.“

„Da hörst du's!“ sagte der Freiherr zu Johanna. „Das Kind fühlt sich hier heimlich und gehört zu uns, wie du es thust. Laß sie mit, da ich dich entbehren muß... Lange wird's ja nicht dauern... bedenke, ich bin achtzig Jahre alt...“

„Lieber Großvater, ich würde sie gern noch lange, lange bei dir lassen!“ rief Johanna.

Der Freiherr blieb stehen. „Das heißt mit anderen Worten, du wirst sie bei mir lassen.“ sagte er. „Ich mußte es ja! Du bringst es nicht über das Herz, mir einen Wunsch abzuschlagen — thu' dir auch mal etwas dafür zu Liebe.“

Mit schnellem, fragendem Blick sah Johanna zu ihm auf, öffnete die Lippen, als ob sie etwas sagen wollte, blieb aber stumm und sah vor sich nieder.

„Nun was hast du im Sinn?“ fragte der alte Herr. „Heraus damit.“

Johanna athmete schwer.

„Ich möchte dich um etwas bitten, lieber Großvater.“ antwortete sie. „Verzeih der armen Magelone... erlaube, daß sie herkommt. Sie sehnt sich krank nach dir, nach Euch Allen.“

Eine jähe Röthe flog über die Stirn des alten Herrn.

„Das sagst du!“ rief er in großem Tone, „weißt du, was du verlangst... hast du zum Beispiel bedacht wie dir zu Muth sein würde, wenn du ihr hier begegnen müßtest?“

Johanna's Augen hoben sich wieder, leuchtender, als sie der Freiherr je gesehen hatte.

„Ich, lieber Großvater?“ antwortete sie; „ich bin zu glücklich, um Magelone etwas nachzutragen. Wenn du verzeihen könntest...“

Seine Miene war milder geworden.

„Ich will's bedenken.“ antwortete er, ihr fest in die Augen sehend, die an seinem Blicke hingen. „Aber ist's denn wahr, Kind — bist du glücklich, recht von Herzen glücklich? — So tüchtig Ludwig ist, so hoch ich ihn schätze — meine Besorgnisse hatte ich doch; er war mir zu rauh, zu hart für dich...“

„Er ist's nicht mehr.“ sagte Johanna. „Je deutlicher er gefühlt hat, wie viel er mir ist, um so mehr ist er mir geworden. So viel, daß ich es kaum noch verstehe, wie ich mich je von ihm verlieren konnte. Denn in frühesten Jugend habe ich ihn geliebt, wie er mich, und was mich später bezauberte, war nur ein Trugbild meiner Phantasie... Du siehst, ich darf Magelone nicht jähren, thue es auch nicht länger! Verpford mich...“

„Ich will's bedenken!“ Komm' jetzt, man wartet auf uns.“ unterbrach sie der Freiherr und mit einer Mischung von Inzgrimm, Stolz und Befriedigung fügte er hinzu:

„Halbbild haben dich Hildegart und Hedwig genannt. Aber trotzdem bist du die beste Dönninghausen, die je gelebt hat.“

Ende.

Vom Frauencongreß.

Aufzeichnungen aus dem Tagebuch einer Theilnehmerin.

Unsere Bewegung ist schön im Gange, und unser Congreß wird entschieden dazu beitragen, sie noch mehr zu fördern. Ich glaube, daß die Schneidigkeit unseres Auftretens und die Eleganz unserer Toiletten einen sehr guten Eindruck macht. In der Mehrzahl sind wir doch recht geschmackvoll gekleidet. Von Allen kann man das allerdings nicht sagen, am wenigsten von der R. Wie kann man sich nur, wenn man so alt ist und so aussehst, noch so anziehen!

Die Eröffnungsfeier im großen Festsaal des Berliner Rathhauses war einfach erbebend. Wie schön muß es sich in dem riesigen Saal tanzen!

Heute sprach die S. und es war gar nicht so übel, was sie vorbrachte. Ich finde aber doch, daß sie neulich in dem großen Kaffee bei uns besser gesprochen hat. — Ob sie sich wohl das Haar färbt?

Das sage ich auch: ruhen dürfen wir nicht eher auf unseren Lorbeeren, als bis wir die Lehrstühle der Universitäten und die curulischen Sessel des Parlaments erobert haben. Vor Allem aber muß die Dienstmadchenfrage geregelt werden.

Ich theilte der R. meine gestrigen Gedanken mit, die sie so auf fand. Nur meinte sie, unter curulischen Sesseln wären diejenigen des Magistrats und der Stadtverordneten zu verstehen. Nun gut, auch die wollen wir erobern und werden es thun. Dacht Lina nicht reichlich so gut wie Zelle, und weiß nicht jede von uns fast noch besser in den Tag hinein zu reden als Langerbans? — In Bezug auf die Dienstmadchen gab die R. mir Recht. Sie hat in der letzten Zeit mit ihnen schlimme Erfahrungen gemacht. — Wo sie wohl ihren Umhang gekauft hat?

Ich gehe so weit, zu behaupten, daß auch die Portefeuilles der Minister von uns nicht als unerreichbar betrachtet werden dürfen. Mein Gott, was die können, können wir auch, ja wir sind vielleicht noch ein bisschen schneidiger. Ich möchte wenigstens den Lucas sehen, der vor mir nicht ausreicht. Mit einer Camarilla habe ich auch schon einmal zu thun gehabt — na, mit der bin ich schon abgefahren.

Wenn die Kanzleiräthin B. dieses liebt und sich getroffen fühlt, ist es mir auch egal.

Ob wir vor der Militär-Karriere Halt machen, das fragt sich sehr. Ich glaube nicht, daß es schlimmer um das Vaterland stünde, wenn wir weibliche Offiziere hätten. Vielleicht gäbe es dann nicht die von der Tante „Wok“ ausgerechneten 757 pensionirten Generale.

Und wie gut würden die meisten Uniformen uns kleiden!

Wenig Männer nehmen an unseren Versammlungen Theil. Wenn Neben in fremden Sprachen gehalten werden, die man zuweilen nicht ganz versteht, sehe ich mir diese Männer an und beschäffige mich mit Muthmaßungen darüber, was sie wohl sind, wie sie wohl sind, ob sie verheiratet sind oder Junggesellen, und im ersteren Fall, ob sie in glücklicher Ehe leben, im zweiten aber, welche meiner Freundinnen und Bekannten wohl für sie passen würde.

Ein sehr netter ist unter den Männern.

„Alle Berufe müssen uns offen stehen.“ sagte die D. zu mir, „wir müssen Alles werden können, was es giebt.“

„Alles außer Papst.“ bemerkte ich.

„Warum auch nicht Papst?“ erwiderte sie. „Gerade dazu eignen wir Frauen uns sehr, weil wir von vorn herein unfehlbar sind. Auch hat es einmal eine Päpstin Johanna gegeben, mit der man allgemein zufrieden war.“

Ich mußte ihr beipflichten. Sie sah an diesem Tage recht vortheilhaft aus, wovon indessen viel auf Rechnung des neuen Gebisses zu sehen ist.

Heute sah ich in einem Schaufenster der Friedrichstraße ein Hütchen — nein, so etwas Entzückendes ist mir noch nicht vorgekommen! Ich muß doch einmal hingehen und fragen, was es kostet.

Ein französischer Kreuzer ist von Marocco abgeschickt, und der Geräuber, welche den Dampfer „Corinthe“ plünderten, zu bestrafen.